

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 40 — Sonntag, den 29. September 1935

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Mache mich zu gutem Lande — wenn dein Sam'korn auf mich fällt!

Erzgebirgische Sonntagsbetrachtung nach der Erntezeit.

Da füllen sich nach eingebrachter Ernte wieder mehr als sonst die Kirchen unserer erzgebirgischen Heimat. Von der Orgel herab braust das fromme Lied und wer verstände seinen tiefen Sinn wohl

just wie das Lied der Verhe, die da draußen auf dem Acker immer aufstieg, wenn der Bauer hinter dem Pflug schritt. Hoch in die Luft, der Sonne entgegen, ging ihr Flug. Und diese Sonnenstrahlen, denen sie entgegen flog, huschen auch heute zu

besser als unsere erzgebirgischen Landwirte: Mache mich zu gutem Lande, wenn dein Sam'korn auf mich fällt... Es ist, als ob es unser erzgebirgischer Acker selbst zu uns rief, dieser steinige, schwere, am Hang liegende Acker. Die Bauern wissen es, welche Arbeit es bereitet, ihn zu gutem Lande zu bereiten, eh' das Sam'korn auf ihn fällt. Was haben sie gearbeitet und geschuftet, geschwigt und geschafft, der Bauer und die Bäuerin. Wie zwei gute Kameraden sind sie auch in diesem Jahr wieder nebeneinander hergegangen in Haus und in Hof, auf dem Feld und Acker und sie habens geschafft im Schweisse ihres Angesichtes. Man sieht es auch den zufriedenen und frohen Gesichtern auf unserem Bilde hier an. Nach getaner Arbeit rüsten die erzgebirgischen Bauern jetzt zum Erntedankfest. Auch Kirchweihfeste gehen diesem voran. — Es kommt für die erzgebirgischen Bauern jetzt die schönste Zeit des ganzen Jahres. Ja fröhlich wollen und sollen sie da sein. Das haben sie sich verdient. Da hebt bei der Bäuerin das Kuchenbacken an. Die Knechte und die Mägde sollen sich mit ihr freuen, nach der fleißigen gemeinsamen Arbeit soll auch die Freude über den Erfolg der Ernte eine gemeinsame sein. Der Bauer schmaucht sein Pfeisel und bläst zufrieden die blauen Wolken in die Luft. Es ist gut gegangen dieses Jahr, so denkt er. Was hat er aber auch geschuftet und geschwigt, auf daß der Acker zu gutem Lande wurde. Kein Wunder, daß die Saat so gut ausging und die Ernte so reich wurde. Wirklich kein Wunder? Der Bauer wird besinnlich und da fallen auf einmal die Heimatglocken vom nahen Kirchlein mit ihrem Loblied Gottes in sein Sinnen und Denken. Sie jubilierten über das Land,



Erzgebirgische Bauersleute

rüsten mit frommem, fröhlichem Sinn nach getaner Erntearbeit zum Kirchweih- und Erntedankfest.

dem selten schönen Herbstsonntag durch die blanken Scheiben in die Bauernstube, huschen über den Tisch hinüber nach dem Glaschrank, in dem die alte Bibel lag, neben dem Gesangbuch mit dem schlichten Kreuz. Und als der Bauer nach ihm greift und es aufschlägt, siehe da, fällt sein Blick auf den Liedertext: „Mache mich zu gutem Lande, wenn dein Sam'korn auf mich fällt... Und wie er darüber ein wenig nachsinnt, da fühlt er's auf einmal, daß er noch lange nicht fertig ist mit seiner Arbeit. Ja, er hat wohl seinen Acker bestellt. Die Frucht war reif und die Ernte ist in der Scheune. Der Acker aber lag da draußen — er war wohl bestellt, aber wie steht's nun mit dem Acker, der hier gemeint ist? Den Acker zu bestellen, da muß der Bauer heute schon einmal zur Kirche gehen. Und dieser Acker hat es not, daß er auch wieder einmal bestellt wird, damit er gutes Land

wird, in dem das Samenkorn Gottes aufgeht. Und wie der Landwirt so nachsinnt über seine Arbeit auf dem Feld und Acker da draußen, wie er die Erde aufgepflügt und das Unkraut herausgerissen hat, da kommt ihm dies und das in seinem persönlichen Leben ins Gedächtnis. Wieviel Unkraut wuchert denn auch hier, ach was gibts da noch alles zu tun. Das kann er allein nicht schaffen, er nicht und die Bäuerin nicht, auch Knechte und Mägde nicht und wären es ihrer noch so viele. Es ist ein anderer Landmann, der über dieses Feld geht und da fallen sich beim Glockenklang auf einmal still die Hände des Bauern, da fängt er an zu beten: Mache mich zu gutem Lande,

wenn Dein Sam'korn auf mich fällt . . . Und als der Bauer dann im Gotteshaus sitzt, dicht unter der Kanzel, da hört er das Wort des Ewigen: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte“. Welch eine Güte liegt doch in dieser Predigt des Sonntags, die wir just um die Erntezeit in unseren Kirchen der erzgebirgischen Heimat und allüberall zu hören bekommen. Und nicht nur dem Bauern gelten diese Worte aus heiliger Schrift, sie gelten jedem von uns, gelten dem ganzen Volk und Vaterland:

Herr, mache uns zu gutem Lande,
Wenn dein Sam'korn auf uns fällt . . .

S. Sdl.

Marienhof / Erzgebirgische Novelle von Bruno Grabeis

(1. Fortsetzung.)

Marie hatte John mitgeteilt, daß sich einige hundert Meter unterhalb dieser Ansiedlung eine Papierfabrik befände, die von dem Gewerbesleiß des Gebirges Zeugnis ablege. John schaute mit Interesse in ihr Getriebe hinein und auf die gewaltigen Papierlager, die hier, in schuppenartigen Räumen aufgestapelt, auf die trocknende Tätigkeit der Sonne warteten. Es berührte ihn nicht unangenehm, wie Technik und Natur hier zusammenarbeiteten, um eines der wichtigsten Kulturgüter hervorbringen zu helfen. Er lehrte dann in der Mühle selbst ein, hinter der sich fast herausfordernd Felswände und Felsstürme erhoben. Einzelne Tannen schienen hier sich an ihnen anklammernd zum Trost von Wind und Wetter ihr Dasein zu behaupten. In der Gaststube, wo sich John ein Glas Milch geben ließ, klang geschäftig das Geräusch der Mühräder herüber. In einer Ecke hing ein Vogelbauer, in dem ein Hänfling sich bemerkbar zu machen versuchte. John ließ sich für einige Zeit als einziger Gast in einer Ecke nieder, um für die Rückkehr neue Kräfte zu sammeln. Er stellte mit Befriedigung fest, daß die Zeit, die er für diese Wanderung aufgewendet hatte, nicht verloren war. Maria hatte ihn auf dieses Flußtal aufmerksam gemacht — er hatte Grund, ihr dafür dankbar zu sein und auch in der Folgezeit ihren Anregungen entsprechend diese Wanderungen fortzusetzen. —



AN DER KAMMSTRASSE BEI GOTTESGAB

Der Bericht, den ihr John beim Diner abstattete, war dürftig genug, aber das Mädchen merkte doch, daß er für die Schönheiten der Landschaft ein gewisses Interesse gefaßt hatte. Sie wollte nicht aufdringlich sein, wenn sie bei Gelegenheit mit neuen Vorschlägen kam. Ihr Gefühl sagte ihr fast unbewußt, daß ein solcher Prozeß nur langsam vonstatten gehen könne und daß gewaltsame Eingriffe eher das Gegenteil erreichen würden. Was hatte sie übrigens für ein Interesse daran, daß der amerikanische Gast sich in den Wäldern der Gebirgsheimat wohl fühlte, zu denen er doch zunächst gar keine Beziehung hatte? Sie überraschte sich bei dem Gedanken, daß sie sich selbst, wenn auch unbewußt, dabei eine nicht unwesentliche Rolle zugewiesen hatte. Es war jedenfalls eine Aufgabe des väterlichen Anwesens, den Gästen, die hier länger als ein paar Stunden blieben, den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. John war ein Fremdling, wie seine ganze Lebensauffassung zeigte — was lag näher als der Versuch, ihm auch die umgebende Landschaft, soweit es ging, näherzubringen, mit der Marie wie ihre Angehörigen im Innersten verwachsen waren?

Indessen beschloß sie, vorsichtig bei ihrem Werke vorzugehen und sich bei der Auswahl der Wanderungen, die sie John vorschlug, gewissermaßen von ihm selbst leiten zu lassen. So saß

er eines Nachmittags zu gewohnter Zeit bei der Hauptmahlzeit, die immer die größte Kraftprobe der elterlichen Küche darstellte. Seine Blicke waren wieder nach der waldbedeckten Höhe jenseits des Tales gerichtet, wo in einigen Minuten die Rauchfahne des Nachmittagszuges erscheinen mußte.

„Sie müssen schon frühzeitig weggehen, Herr White“, begann das Mädchen, „wenn Sie den Nachmittagszug, den Sie dort sehen, benutzen wollen. Sie müssen zuerst nach der Stadt hinunter, deren Fabriken Sie von hier aus sehen, und dann ein Stück mit der Bahn fahren, die zum Gebirge hinaufführt. Dann erreichen Sie den Nachmittagszug, der durch den Zellwald hindurch am oberen Abhang des großen Hemmberges entlangfährt, und können noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder hier sein.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein Mary. Ich werde frühmorgens weggehen, wie Sie vorgeschlagen haben. Ich werde unterwegs eine Mahlzeit einnehmen, sodaß ich nichts mitzunehmen brauche. Wenn Sie den Rauch des Nachmittagszuges aufsteigen sehen, können Sie daran denken, daß ich von da aus das ganze Gebirge sehe, wie Sie gesagt haben.“

„Sie können auch in Oberjahnsdorf aussteigen, wenn Sie nicht bis zur Höhe des Gebirges hinauffahren wollen. Von dort können Sie zu Fuß durch den Zellwald gehen. Aber Sie müssen sich in acht nehmen, da es dort viele Kreuzottern gibt.“

„Vielleicht werde ich das letztere tun, Fräulein Mary, wenn ich den Zug rechtzeitig erreiche, der gegen Abend ins Tal zurückfährt.“

John beschloß, am nächsten Morgen mit dem Kraftfahrzeug ins Tal hinunterzufahren, obwohl ihm eine Wanderung zu so früher Stunde nicht unwillkommen gewesen wäre. Die Stadt, die ihn nach kurzer Zeit aufnahm, erinnerte ihn mit ihren zahlreichen gewerblichen Anlagen an die amerikanische Heimat. Aber der Unterschied war doch auch hier nicht zu verkennen: sie lag tief in dem Talteßel eingebettet, und nach allen Seiten reckten sich ansehnliche Höhen empor, die zum Teil mit Türmen und Wirtschaften, nach unten zu aber auch mit anmutig gelegenen Siedlungen bestanden waren. So ragte der deutsche Wald auch hier beinahe bis in den Gewerbesleiß der größeren Stadt hinein, deren Bewohner es verstanden hatten, aus dem verhältnismäßig geringen Raum etwas Tüchtiges zu machen, den ihnen die Natur gelassen hatte. Es entging Johns Aufmerksamkeit nicht, daß die Felsstürme, die sich unvermittelt über dem Fluß-

ufer aufbauten, beinahe bis an die Stadt selbst hinabreichten. So stellte auch der Schienenweg, der von hier aus zum Gebirge hinaufführte, einen anmutigen und interessanten Versuch dar, im steten Kampfe mit der Natur in verhältnismäßig kurzer Zeit ein ziemliches Stück Anhöhe zu nehmen. Er führte bald zwischen Felsen am Ufer des Flusses entlang, der hier in munterem Laufe vom Gebirge herabkam, bald zog er sich in Kurven und Windungen die Hügel hinauf, sodaß die Gebirgslandschaft in immer neuen Formen erschien. Schon nach kurzer Zeit war ersichtlich, eine wie ansehnliche Höhe die Bahn bereits überwunden hatte. John stieg in dem von Marie bezeichneten Dorfe aus, um den Zellwald selbst zu erreichen, dessen Ränder von hier aus sichtbar waren. An einigen Häusern waren roh behauene Holzbänke aufgestellt oder solche, denen die Hand der dörflichen Künstler bereits diese oder jene Form gegeben hatte. Die Schnitzkunst war hier schon seit Jahrhunderten zu Hause, wie ihm Marie erzählt hatte, nachdem er ihr von dem Holzkaltar, dem er in dem ersten Dorfe begegnet war, Mitteilung gemacht hatte.

So hatte John wieder nach einigen Minuten der Wald aufgenommen, der unendliche, schweigende Wald, dessen geheimnisvolles Raumen kaum durch ein von außenher dringendes Geräusch gestört wurde. Es war ihm, als durchzöge ihn eine tiefe Erinnerung, die irgend eine Saite seines Gemütes zum Erklingen brachte. Das war der Wald, in dem vielleicht seine Vorfahren zu Hause gewesen waren, als sie noch nicht in die Ebene zu der großen Stadt hinabgestiegen waren. Es lag etwas Unerklärliches, fast Beunruhigendes in dieser Stimmung. Es war John, als würden Stimmen in ihm lebendig, die sonst niemals bei ihm Gehör gefunden hätten. Diese gleichmäßige Ruhe, die sich über die Tannenspitzen wie eine lange Linie durch den Wald dahinzog, hatte etwas Fragens, auf das John in seiner augenblicklichen Gemütslage keine Antwort geben konnte. Es war ihm wie eine willkommene Unterbrechung, wenn er inmitten des Walddrehtums auf einmal vor einer Mulde stand, in der ein silbernes Bächlein dahinsfloß, während sich darüber eine ansehnliche eiserne Brücke spannte. Das war also die Eisenbahn, die, hier im Dunkel des Waldes verborgen, dann in der freien Helligkeit angesichts der Gebirgswelt um den Berg herumführte. John merkte es, daß er allmählich an seiner Höhe hinaufstieg, wenngleich er sich bemühte, sich nach rechts zu halten, um gleichfalls das Freie zu gewinnen. Er sah es kaum, daß der Wald zur Seite lichter wurde und fast unbemerkt in anmutigen Buchenbestand überging, der mit einer Enfröndung die Nähe eines Dorfes ankündigte. Erst als er fast unvermittelt abbrach und die Heiligkeit der Landschaft und des Himmels den Weg beinahe überflutete, bemerkte er, daß der Wald hier zu Ende war. Er stand an einer Stelle, wo sich die ganze Schönheit der Gebirgslandschaft fast unvermittelt eröffnete. Hier rührte einige hundert Meter tiefer die Bahn am Abhang entlang, womit zugleich das oberste Ende des Dorfes gegeben war. Er zog sich von der Talsohle bis hier herauf wie ein ununterbrochenes Steinband zur Höhe hinauf.

Vor Johns Blicken aber lag die ganze Gebirgslandschaft in wunderbarer Ebenmäßigkeit und Schönheit ausgebreitet. Im Tale die gewerblustigen Orte, die sich in langen Mulden bis weit an die Berge hinaufzogen, darüber die stillen, schweigenden Wälder und auf den großen Höhen der einsam träumende Hochwald — kaum hin und wieder durch eine Aussichtswarte unterbrochen, die von hier aus einen Einblick in das Land gewährte. Nur nach dem Kamm zu verrieten noch höhere Berge, daß hier die Gebirgswelt in allmählichem Ansteigen ihre letzte Erfüllung gefunden hatte. Selbst die großen Ansammlungen von Häusern im Tale, die vereinzelt in den Ansiedlungen auf halber Höhe und die Gebirgspfade, die sich meistens fast led vom Tale die Anhöhen hinaufflängelten, vermochten nichts von der ruhigen, fast schwermütigen Erhabenheit zu nehmen, die über diesem wunderbaren Landschaftsbilde ausgebreitet waren. Nur nach der Ebene zu, dort, wo das Gebirge zu Ende war, türmten sich fast gewaltsam über dem Walddrehtum einige kleine Gipfel auf, welche die Ruhe der Landschaft einigermaßen zu stören schienen.

Die Augen Johns schweiften hinüber bis zu den Wäldern, über denen die erste Gebirgswarte sichtbar war. Vielleicht stand dort Marie, die gerade jetzt nach dem Hemmberge hinüberblickte und die dünne Rauchwolke suchte, welche zu dieser Zeit an dem Berge emporstieg.

John stieg die wenigen Schritte bis zum Bahnhofe des Dorfes hinab, hinter dessen Gebäuden sich die Talsohle in immer neuen Bildern zeigte. Er legte den letzten Teil des Weges mit der Bahn zurück, die jetzt ihren gewohnten Nachmittagsrundgang um den Berg antrat. In einem gewerblustigen Städtchen, aus dem sich malerisch der zerfallene Chor eines früher ansehnlichen Klosters hervorhob, mündete sie in die Hauptlinie ein, die in gewaltigen Kehren zum Flußtal hinabführte. Es war schon spät abends, als John wieder — mit Benutzung der überall zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel — im Marienhofe eintraf. Das Schweigen des Waldes schien sich auch auf die Bewohner übertragen zu haben. Nicht einmal die Gaststube war mehr beleuchtet, als ob man den Fremdling überhaupt nicht mehr erwartet hätte. John hatte keine Zeit mehr, über den merkwürdigen Empfang nachzudenken. Er entschlummerte nach wenigen Minuten, noch im Traum von den Eindrücken verfolgt, die der vergangene Tag seinem Bewußtsein übermittelt hatte.

In Johns Denken und Lebensweise war seit jener Wanderung ein erheblicher Umschwung eingetreten. Er äußerte sich zunächst darin, daß er die Hauptmahlzeit nicht mehr um fünf Uhr nachmittags verlangte, sondern daß er sie um Mittag einnahm, was zur Folge hatte, daß das erste und zweite Frühstück zusammengelegt wurde. Marie sah darin nicht mit Unrecht die erste Frucht ihres Bemühens, dem Fremdling die Heimat seiner Vorfahren, soweit es überhaupt möglich war, nahezubringen und beide miteinander vertraut zu machen. Es entging ihr nicht, daß John für Einzelheiten Interesse hatte, an denen er früher achtlos vorbeigegangen war. Es kam oft vor, daß er an einem Nachmittage dem Laufe eines Bächleins nachging, das tief im Walde inmitten von Moosen und Farnkräutern seinen Ursprung hatte. Mitunter wanderte er nach dem Moore, das sich in nicht großer Entfernung von dem Marienhofe nach dem Tale zu dahinzog, und brachte einige der Pflänzlein mit, die in dieser Stille ein bescheidenes Dasein führten. Mitunter war er in einer Waldhütte eingekehrt, die, beinahe versteckt vom Hochwald, traumhaft und weltabgeschieden dahinlebte. Die Wälder und Wildnisse seiner amerikanischen Heimat standen auch jetzt noch vor seinem Bewußtsein, aber diese Eindrücke verblaßten zusehends, um schließlich ganz vor den Bildern, die ihm die nähere Umgebung vermittelte, zurückzutreten. Von Maria nahm er jederzeit gern Belehrungen über dies oder jenes entgegen, über das er Aufklärung wünschte, und er staunte über die große Kenntnis, die das Mädchen von der näheren und, wie es schien, auch von der weiteren Umgebung hatte. Sie war noch nicht allzuweit über ihre Geburtsstätte hinausgekommen, aber das, was sie erzählte, bewies, daß ihr ein klarer Blick und eine gesunde Auffassungsgabe zur Seite standen. Nur das, was sie John über ihren Besuch in der Großstadt erzählte, die weit draußen in der Ebene lag und von deren Gegend selbst an klaren Herbsttagen kaum die dämmernden Umrisse zu erkennen waren, nötigte dem Amerikaner unwillkürlich ein Lächeln ab. Er verzichtete daher darauf, ihr noch mehr von den Millionenstädten seiner Heimat zu erzählen. Er merkte, daß sie den geistigen Zugang zu ihnen noch weniger als zu der großen Stadt im eigenen Lande finden werde, die sie nur einmal in ihrem Leben besucht hatte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß John sich seiner ganzen Anlage nach bei seinen Gebirgswanderungen in erster Linie noch immer von technischen Anlagen angezogen fühlte, die ihren Weg bis weit hinauf ins Gebirge gefunden hatten. Oft stieß er mitten im Walde auf verfallene Schächte, an deren aufgelassenen Halden Birken und Sträucher sich angesiedelt hatten, während an ihrer Oberfläche muldenartige Vertiefungen zeigten, daß man von hier aus in die Erde hinabgestoßen war. In der Nähe der alten

(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Ins sächsische Burgenland

Von Johannes Erler.

Die neue, vom Sächs. Verkehrs-Verband herausgegebene Berbe- und Wanderkarte sagt uns, wo das Burgenland zu suchen ist. In großen und breiten Lettern ist die Landschaft zwischen Leipzig und Chemnitz, zwischen Elster und Mulde als Burgenland bezeichnet. Mit gutem Recht; denn allein im Pleißengebiet liegen die Schlösser Altenburg, Ehrenberg, Ehrenhain, Pöschwitz, Schweinsburg,

Frankenhausen, Ronitz, Posterstein und Windischleuba, eine alte Wasserburg, der Wohnsitz des Balladendichters Börries von Münchhausen. An der Mulde grüßen uns auf der Fahrt von Rochlitz nach Glauchau diese beiden Schlösser, das Waldenburger und Peniger Schloß und die Burgen von Wechselburg und Wolfenbürg. Als drittes Glied in der Burgenkette des nördlichen und westlichen Sachsens muß das Köhrener Land genannt werden. An der Werra und ihren Nebenbächen der Kage, Mäus und Ratte kann der rüstige Wanderer sechs Schlösser und Burgen an einem Tage schauen: die Schlösser von Froburg, Wolitz, Rüdigsdorf und Sahlis, die Burgruinen von Köhren und die stattliche, alt-ehrwürdige Burg Gnandstein. Die Eisenbahn oder die staatlichen Kraftwagen der Elbautolinie Leipzig — Chemnitz bringt uns über Borna nach Froburg, wo es sich lohnt, das Heimatmuseum mit seinen keramischen Meisterwerken aus der Hand des Künstlers Feuerriegel zu besuchen. Ist nicht so viel Zeit, so entschädigt in Köhren der prächtige Markbrunnen, den der Meister genial entworfen und in seiner Werkstatt herstellte. Börries von Münchhausen lieferte für den Brunnen originelle Verse:

Städtlein zwischen Hügeln,
Deine Töpf' und Krügel,
Alles überflügeln,
Was die andern flügeln.
Städtlein, reich gesegnet,
Ob es schneit, ob regnet,
Was dir noch begegnet,
Städtlein, sei gesegnet!

Die Pforte zum eigentlichen Köhrener Land ist das idyllisch gelegene Jägerhaus. Hier hält der Wanderer Rast unter den prächtigen schattenspendenden Bäumen oder in den traulichen Gasträumen. Die schmucken Häuschen hinter der vielbesuchten Gaststätte beherbergen Fremde vom zeitigen Frühjahr bis zum späten Herbst. Der nahe Streitwald mit seinem Mischwald erfreut den Wanderer, wenn an Busch und Baum das erste Grün sich zeigt, und bietet einen märchenhaften Anblick, wenn der Rauhref Aeste und Zweige mit Filigranschmuck überzieht. An der Kage, Mäus und Ratte führen Waldpfade

über die Opfersteine aus der Vorzeit nach dem Töpferstädtchen Köhren. Ehe wir den Streitwald verlassen, möchte ich den Leser an eine Stätte von geschichtlicher Bedeutung führen, die der Allgemeinheit so gut wie nicht bekannt ist. In einem der ersten Waldstreifen hinter Jägerhaus liegen die spärlichen Reste der Wolfenburg, die urkundlich dem Ritter Kunz von Kaufungen gehörte. In dem schmucken Hefte Nr. 41 der „Geschichtlichen Wanderfahrten“, herausgegeben von Dr. A. Brabant, gibt Hans von Einsiedel, der jetzige Burgherr von Gnandstein, eine kurze, einwandfreie Darstellung des Prinzenraubes und stellt fest, daß nur von der Wolfenburg aus der verhängnisvolle Ritt in der Julinacht 1455 unternommen worden ist. Als ich einige Jahre vor den im Jahre 1932 begonnenen Nachgrabungen im Streitwalde mit einem lieben jungen Amtsgenossen diese Stätte aufsuchte, war nur der ungefähre Umfang der kleinen, aber stark befestigten Burg fest-

zustellen. Sie war von einem äußeren, einem mittleren und einem inneren Wallgraben umgeben, zwischen diesem war noch ein vorgeschobenes Außenwerk mit Seitenturm. Was Chr. v. Einsiedel weiter angibt, ist nach seinen eigenen Worten nur Vermutung; aber eventuell ist sein Nachweis, daß nur von der Wolfenburg aus der Ritt nach dem Altenburger Schloß unternommen werden konnte. In der Tat ist die Straße über Stöckigt und Deutisches Holz nach A. nicht nur

die kürzeste, sondern die gegen Beobachter gedeckte und gesicherte. Wer in der Köhlerhütte am Fürstenbrunn im Erzgebirge weilt und über dem Schicksal des unglücklichen Kunz von Kaufungen nachsinnt, den führen seine Gedanken aus dem Erzgebirge in den Streitwald und zu der Frage, ob mit Recht oder zu Unrecht, Kunz enthauptet und seine Burg geschleift wurde. Nur ein vorurteilsfreier Rechtskundiger wird nach eingehender Prüfung der Rechtslage ein sachliches Urteil abgeben können; die Akten über den Fall „Prinzenraub“ sind noch nicht geschlossen. — Ob wir

auf der Landstraße oder auf Waldpfaden der Töpferstadt Köhren zustreben, ist gleichgültig. Der erste Eindruck, den die beiden trübsamen Türme, das Wahrzeichen der Stadt, auf den stimmungsvollen Wanderer erzeugen, ist nach dem Genuß der landschaftlichen Schönheiten der Reiz romantischer Eindrücke und geschichtlicher Anregungen. Die Burg wird schon in der Chronik des Thitmar von Merseburg erwähnt, der vor mehr als 1000 Jahren in der Burg Chorum sieben Tage seinen Hof hielt. Auf der gewaltigen Burganlage genießt man einen selten schönen



Burg Gnandstein bei Köhren, gezeichnet von Ludwig Richter.



Burgruine Köhren, gezeichnet von Ludwig Richter.

Blick auf die waldigen Höhen des Lenkersberges und des Rüdigsdorfer Gehölzes und auf den Falkenstein der Maus und Rabe. Ebenso schön ist der Blick in den lauschigen Räumen hinter dem Kohrener Ratskeller. Träumte auf den Trümmern der stattlichen Burg der Dichter des Andreas Hofer-Liedes Julius Rosen von seinem Herzensverhältnis zur Schwester der Schlossherrin von Sahlis und Rüdigsdorf und sang er hier vor dem Esen der Romantik, den die Burg umkleidet, so darfst du es ihm hier oder im Gartenraum des Ratskellers gleich tun und bei untergehender Sonne oder im dämmernden Mondlicht mit dem ehemaligen Amtssakuar Rosen singen:

„Ach, leuchte still und heiter,
Du freundlich Sternenlicht,
Dir stört der Sänger weiter
Den Gottesfrieden nicht.
Laß schnell vor deinen Blicken
Das Bild vorüber rücken!“

Den Töpferbrunnen vor dem Rathause erwähnte ich schon; er ladet zur Besichtigung einer Töpferwerkstatt ein. Von den früheren 12 Töpferfamilien der ehemaligen Kohrener Töpferzunft sind nur zwei erhalten. Beim Meister Arnold kannst du schauen, wie die kunstgeübte Hand auf der Drehscheibe Töpfe und Krüge, Vasen und allerhand Spielwerk, aber auch kunstvolle Racheln mit den Bildnissen geschichtlicher Persönlichkeiten entstehen und wie im Töpferofen die Werke gebrannt werden. Die wertvollen Matrizen zu den Racheln sind leider auf noch nicht geklärtem Wege nach Leipzig gewandert; sie gehören m. E. ins Kohrener Heimatmuseum, wo die Innungsfahne, die Innungslade u. a. m. zur Zunft Gehörige zu schauen ist. Von Kohren aus führt ein schattiger Weg auf dem rechten Ufer der Maus zum Rüdigsdorfer Herrenhaus, einstmals ein kleiner Musenhof, als die geistig hochstehende Schlossfrau des Chemnitzer u. späteren Leipziger Handelsheeren Crusius Dichter und Sänger, Gelehrte und Künstler um sich versammelte. Der Gellert-Brunnen auf dem Wege nach Rüdigsdorf verrät, daß Fürstegott Gellert, der bekannte sächsische Kirchenlieddichter zur Zeit Friedrichs des Großen, Gast in Rüdigsdorf war. Außer namhafter Größen der Leipziger Universität verdienen besonders Ludwig Richter und Moriz von Schwind als Glieder der Rüdigsdorfer Tafel- und

Künstlerrunde genannt zu werden. Von L. Richter sind zwei klassische Zeichnungen von der Kohrener Burgruine und der Gnadsteiner Burg der Nachwelt überliefert worden. Sie wurden vom Dresdner Künstler in dem Sammelwerke „Romantisches Sachsen“ veröffentlicht, und ein schwedischer Reisechriftsteller schrieb dazu feinsinnige, erläuternde Worte, die von aufrichtiger Bewunderung für Burgromantik zeugen. Wenn ein Freund der Kunst unsres innigtrauten Dichtermalers Ludwig Richter

die im genannten Sammelwerke u. a. Zeichnungen aus dem Erzgebirge (Augustsburg, Pöhlberg, Schloß Stein, Hartenstein, Wollenstein u. a. m.) einmal herausgäbe, so darf er getrost einige Textproben aus obigem Sammelwerke aufnehmen. Vom Meister Schwind rühren die Entwürfe zu den farbigen Fresken im Rüdigsdorfer Gartenpavillon her; vier der großen Wandbilder hat Schwind eigenhändig ausgeführt. Ueber

diese Bilder ist eine besondere Literatur, z. B. Rüdigsdorfer Teeegesellschaft, Aufsätze in Zeitschriften, erschienen. Kurz gesagt, die Bilder schildern das Märchen von Amor und Psyche, den Gegensatz zwischen sinnlichem Trinken und himmlischer Liebe. Dankbar müssen wir Sachsen dem süddeutschen klassischen Darsteller deutscher Sagen- und Märchenwelt für sein feines Verständnis der romantischen Schönheiten des Kohrener Landes sein; er rühmt diese Landschaft mit folgenden Worten: „Sehr anmutige Gegend, die besonders im Nordwest herrlich verschlungene, zum Teil mit Klippen und sehr steilen Höhen eingeschlossene Gründe zeigt und dem Maler eine Menge von dankbaren

Standpunkten darbiete.“ — Von Rüdigsdorf — im Lenkersberg geistert die unglückliche Gattin Kunzens — über Linden-vorwerk, einem vielbesuchten Ausflugsorte mit Gondelteich und alter Waldmühle, führt ein Höhenweg nach Sahlis. Das Herrenhaus mit den anschließenden herrlichen Gartenanlagen im französischen Geschmack à la Versailles und den besonders anziehenden Hainbuchenheiden ist ein Juwel, das dem Balladendichter B. Freiherr von Münchhausen Anregung zu seinen bedeutenden Dichtungen bot. Wer seine Balladen und anderen lyrischen Erzeugnisse kennt, wird leicht und schnell die Sahlis-Stimmung nachempfinden.

Den Abschluß unsrer Wanderung bildet die tausendjährige Burg Gnadstein, eine der wenigen sächsischen Burgen, die wohl erhalten ist und von den Herren von Einsiedel seit dem Jahre 1384 bewohnt wird. Der jetzige Burgherr hat tiefgründig und mit berechtigtem Stolz in dem oben genannten Werke die Geschichte seines Geschlechtes und seiner Burg geschrieben, und die künstlerisch vollendeten Aufnahmen aus der Kunstanstalt Landgraf

in Zwickau sind eine Zierde des prächtigen Büchleins, das vor kurzem im Verlage von E. Heinrich in Dresden erschien.

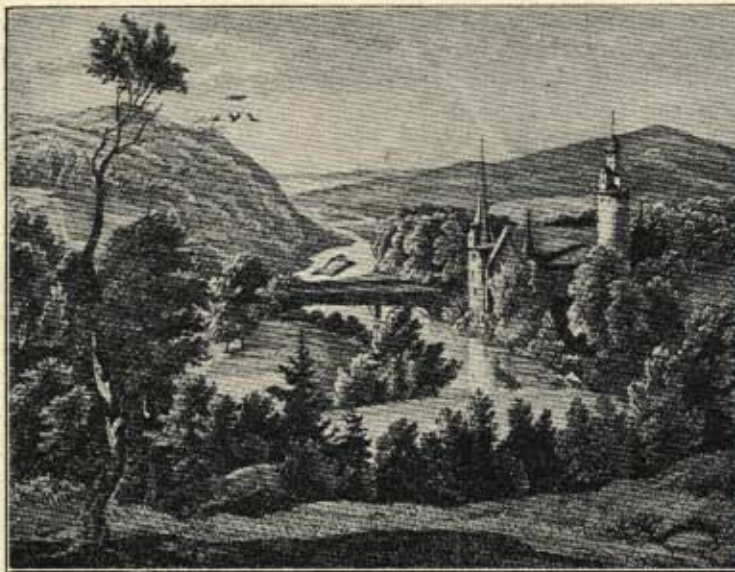
* * *

Es hat ein jeder Tag sein eigenes Gepräge, vielfältig ist das Ziel, verschieden sind die Wege, doch kannst du nur bestehn vor dir, wirst du bewußt der Wege, die du gehn und — wie du handeln mußt.

Karl Armin.



Schloß und Stadt Hartenstein um 1840.



Schloß Stein um 1840.

(Fortsetzung von Seite 3.)

Bergstadt, die von dem Marienhof aus sichtbar war, standen noch Schachtanlagen, die die Zeit des Niederganges überdauert hatten und deren Förderglöckchen melancholisch ins Land hinabtönten. Für John war es unsagbar, wie sich diese Anlagen im Zeitalter der Technik fast unberührt von dem Fortschritt der Zeit erhalten hatten, da ihnen alles Maschinenwerk fehlte, was eine wirklich gewinnbringende Ausbeute hätte ermöglichen können. Die Bergleute, die dort nach einem Frühgebet in der einfachen, stillen Betstube hinab in die Tiefe fuhren, erschienen ihm eher wie Kobolde, welche sich vor der Helle einer auf allen Gebieten fortschreitenden Zeit in die Tiefe des Erdschoßes geflüchtet hatten. Er versäumte bei dieser Gelegenheit niemals, von den Halden neben den Huthäusern den einen oder anderen Stein mitzunehmen, die mit den Schlacken achlos beiseite geworfen worden waren, und ihm Maria zum Geschenk zu geben. Das Mädchen wußte auch hier in überraschender Weise Bescheid. Sie verband ihre Kenntnis der einzelnen Gesteinsarten gar anmutig mit Erzählungen aus der heimatischen Sagenwelt, die ihr schon von frühester Jugend an vertraut gewesen waren.

„Der blaue Stein, der Kobalt genannt wird“, belehrte sie ihn eines Abends, als er wieder einmal von einer seiner Entdeckungsfahrten heimkehrte, „hat seinen Namen von dem Bergkobold, der die Bergleute, wie sie sagen, neckt und in die Irre führt. Nur denjenigen, die seine Anordnungen befolgen, ist er günstig gesinnt. Er beschenkt sie nicht selten so reichlich, daß sie für ihr ganzes Leben genug haben. Sie stifteten dann Kirchen und Kapellen im Gebirge, und so soll auch der Reichtum der St. Georgenkirche, die in unserer Bergstadt steht, zum Teil davon seine Ursache haben.“

„Mich wundert es, Fräulein Marie, daß man den Bergbau nicht schon längst in dieser Gegend eingestellt hat. Der Berggeist scheint jedenfalls den Bergleuten seit langer Zeit nicht mehr erschienen zu sein. Sie täten besser, sich an der Moorkultur zu beteiligen, die in der Nähe der Halden, wie ich gesehen habe, betrieben wird.“

„Die Leute hängen so an ihrem Berufe“, war die Antwort, „daß sie sich schwer an einen andern gewöhnen können. Deshalb graben sie lieber für einen ganz geringen Lohn unter der Erde, als sich nach besser bezahlten Erwerbsquellen umzusehen. Einige aber sind daran gegangen, in ihrer Freizeit Torf zu stechen, den sie dann, wenn sie unter der Erde arbeiten, trocknen lassen. Sie bekommen auf diese Weise billigen Brennstoff, aber sie bauen vor für die Zeit, daß einmal der Bergbau ganz aufhört. Auch haben viele ihre eigenen Hütten in den umliegenden Dörfern, sodaß sie besser durchs Leben kommen.“

Dergleichen waren die Belehrungen, die John durch Marie zuteil wurden und die er gern und willig hinnahm. Was er auf seinen Fahrten gesehen hatte, fand dadurch eine anmutige Ergänzung. Es war für sie schon viel, daß er Interesse für das Leben und die Heimat hatte und daß die mannigfachen Bilder, die er in sich aufnahm, von ihm selbständig, ohne die amerikanischen Verhältnisse heranzuziehen, verarbeitet wurden. Wie vorher zeigte er noch immer für gewerbliche Anlagen und Unternehmungen das größte Interesse, aber auch dafür, wie diese sich dem Gesamtbild der Landschaft einordneten. Oft saß er in der Gaststube, wenn keine Fremden vorhanden waren, und blätterte in alten Zeitschriften, die sich mit der Geschichte des Gebirges und seinen Bewohnern beschäftigten. Auf seinen Wanderungen sprach er wohl diesen oder jenen Gebirgler an, um über etwas, wofür er besonderes Interesse hatte, Auskunft zu erhalten. Es kam wohl vor, daß John sich diese oder jene Kirche zeigen ließ, wo ein Holztaltar aus vergangenen Jahrhunderten ein beschauliches Dasein führte. Mitunter kam er erst in späten Abendstunden nach Hause, als schon die Nebel über dem Gebirge lagen und die Glocken der umliegenden Dörfer längst den Abend eingeläutet hatten. Er erzählte dann, wie er bei einem Köhler länger geblieben sei, der ihm alle Einzelheiten seines Betriebes erklärt habe. Ein andermal hatte er eine Ruine

entdeckt, die tief im Walde versteckt war. Auch hiervon wußte Marie eine anmutige Geschichte zu erzählen. Mitunter war er auch ein Stück in eines jener Moore hineingegangen, die sich im weiten Bogen um die Talmulde lagerten, aus der die Häuser und die Kirche der alten Bergstadt sichtbar waren.

Mit Marie verband ihn das Gefühl tiefer Dankbarkeit, das schon in der Art, wie er ihre Belehrungen entgegennahm, zum Ausdruck kam. Er war kein Fremdling mehr, seitdem er im Marienhof eine bleibende Stätte gefunden hatte. Er hatte durch sie, wenn auch zunächst nur in steter Erinnerung an die amerikanische Heimat, Berührung mit der Landschaft selbst und ihren Bewohnern gewonnen, die sonst fast achlos an ihm vorübergegangen wären. Es war ein Stück seines eigenen Wesens, das auf diese Weise, von seinen Ahnen her in ihm schlummernd, erweckt worden war. Dafür war er dem Mädchen dankbar, wenn gleich er nur zu wohl merkte, wie sie jede aufdringliche Belehrung fast ängstlich vermied und eher zurückhaltend erschien, als ihn zu neuen Entdeckungsfahrten anzuregen. Es genügte ihr, wenn er ihr von der oder jener seiner kleinen Entdeckungen Mitteilung machte, die er bei seinen Fahrten aufzuweisen hatte. Sie unterließ es dann oft tagelang, ihn zu neuen Unternehmungen zu ermutigen. Es war ein Prozeß, der in ihm allmählich ausreifen sollte und den sie in keiner Weise zu beschleunigen gedachte.

Es war ihr deshalb nur willkommen, wenn John eines Tages selbst auf das Bergfest zu sprechen kam, das am nächsten Sonntag in der Stadt vor sich gehen sollte und von dem bereits die Gäste geredet hatten, die sich von Zeit zu Zeit im Marienhof einfanden. Es bedeutete alljährlich, wenn auch nur für kurze Zeit, ein Wiederaufleben der alten Bergherrlichkeit, die in Wirklichkeit schon seit Jahrhunderten zu Grabe getragen war. Die ganze Umgegend, ja noch weiterhin auch die Bewohner der Ebene, strömten dann in der alten Bergstadt zusammen, die sich, wie aufgestört durch soviel Farben und Bewegung, verschlafen die Augen rieb, um dann nach einigen Tagen wieder in ihre gewohnte Ruhe zurückzusinken. Der Höhepunkt der Festlichkeiten bestand in der großen Bergparade, an der die Bergleute in ihren Festtrachten teilnahmen, nachdem zuvor ein feierlicher Gottesdienst in der Kirche abgehalten worden war. Am Nachmittage beschloß dann die Aufführung eines alten Schauspiels den Tag, in welchem die Gründung der Bergstadt verherrlicht wurde. Das alles diente dazu, die Bewohner der Umgegend schon längere Zeit vorher auf dieses Ereignis hinzuweisen. So war auch John zu einem Besuche dieser außergewöhnlichen Festlichkeit entschlossen. Er hatte schon seit längerem eine Wanderung nach der Bergstadt geplant, aber sie immer wieder hinausgeschoben, weil ihm Marie von dem Bergfest erzählt hatte, das dort alljährlich zu Beginn des Sommers stattfand. Der Briefwechsel, den John mit den Seinigen in Amerika führte, hatte erkennen lassen, daß man seine Rückkehr zu Beginn des Herbstes nicht ungern sah — vielleicht war der Besuch des Bergfestes eine letzte Gelegenheit, mit den Bewohnern des Gebirges und ihrer Eigenarten in nähere Berührung zu kommen.

* * *

John stieg an dem folgenden Sonntag schon früh nach der Bergstadt hinab, um dem Feste von Anfang an beizuwohnen. Er hatte sich seit längerem, was die Zeit der Mahlzeiten betraf, den Gewohnheiten des Marienhofes so eingeordnet, daß durch seinen frühzeitigen Weggang keine Störung eintrat. Der Unterschied zu dem bisher Erlebten bestand darin, daß er diese Fahrt nicht allein machte — schon unterwegs befand er sich in Gesellschaft einer größeren Anzahl von Besuchern, wobei Gefährte aller Art deren Zahl noch vermehrten. Als er die erste Straße der Stadt erreicht hatte, war diese bereits von Menschen gefüllt, die als nächstes Ziel den Markt und einige noch höher gelegene Straßen zu erreichen suchten, von wo der Zug der Bergleute besser zu sehen war. Mit Interesse sah John, daß das Bergstädtchen in seinem Innern den altertümlichen Ausdruck vergangener Jahrhunderte durchaus bewahrt hatte. An den Häusern erzählte

manche Verzierung von dem Kunstsinne der Bewohner, die, stolz auf den von den Vätern ererbten Eigenbesitz, ihr Haus dem Gesamtbilde anheimelnd eingefügt hatten, zugleich mit dem Wunsche, in ihrer Weise zur Verschönerung der Stadt beizutragen. Dem Bestreben einzelner, sich durch Vorsprünge und Erker mehr als gebührend Beachtung zu verschaffen, war besonders auf dem sich länglich dahinziehenden Markte offenbar durch strenge Vorschriften des Rates wirksam vorgebeugt worden. Ein Stück abseits davon erhob sich, die ganze Stadt überragend, die stattliche Bergkirche. Hier sollte offenbar der feierliche Gottesdienst stattfinden. John hielt es für richtiger, sich unter das Volk in der Nähe des Rathauses zu mischen, um von da aus den Zug zunächst einmal als Ganzes ins Auge fassen zu können. Er studierte die mannigfachen Embleme und Wappen, die an der Bordsseite des Gebäudes angebracht waren. Sinnreiche Sprüche, die sich mit ihnen verbanden, redeten von dem Bergfleiß, der durch reiche Ausbeute belohnt worden war. Ein jedes der wichtigeren Bergwerke hatte hier offenbar sein Emblem angebracht, um auf seine Verbundenheit mit der Geschichte des Ortes hinweisen zu können. Drei große Steinfiguren über dem Haupteingang, darunter die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, verliehen diesem Schmuck etwas Dauerndes, Eindringliches, das zu dem schweren, massiven Aufbau dieses Gebäudes in passender Beziehung stand. John war gerade damit beschäf-

tigt, eine der vergoldeten Inschriften zu entziffern, die an der Wand eingelassen waren, als eine Bewegung der Zuschauer, die sich bis zu dem oberen Ende des Marktes hinzog, verkündete, daß jetzt der Zug der Bergleute beginnen müsse, nachdem der Gottesdienst vorüber sei.

In der Tat setzte sich dieser in der herkömmlichen Weise unter dem Geläute der Glocken in Bewegung, sodaß für John nicht nur die Häuser der Stadt, sondern auch deren einstige Bewohner und ihre Sitten und Gebräuche sich zu einem lebendigen Bilde vereinigten. Dem Zuge voran schritten mit wallenden Bärten zwei Männer in Bergtracht, die offenbar die Berggeister als segenspendende Führer darstellen sollten. Ihm folgten die Obersten der Bergwerke, die gleichfalls in fleidamer Tracht erschienen, und die hohe, schwarze Kopfbedeckung, aber auch die enganliegende Bergjacke und die langen, weißen Beinkleider würdig zur Schau trugen. Hinter ihnen der lange Zug der Bergleute in Festtracht mit Lederschuhen und Berghäde, in deren Gesichtern sich die Mühen und Gefahren ihres Berufes spiegelten und deren Ernst und Würde zuzeiten nur durch die Zurufe unterbrochen wurden, die ihnen von den Zuschauern her entgegenklangen. Ein kunstvoll ausgeführtes Bergwerk aus Holz, das auf einem Wagen mitgeführt und wiederum von Berggeistern, aber solchen im kindlichen Alter, begleitet wurde, erhöhte den Reiz des Gebotenen. (Schluß folgt.)

Nooch'n Feierohtm



Dr 70. Geburtstog

Nach einer wahren Begebenheit von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

De Holler-Anna hoot niemols en uschuldung (unschuldigen) Spaß v'dorm (verdorben). Dos wußt'n aa ihre Bekannin un doshalm (deswegen) beschloß'n se, dr Anna zu ihrn 70. Geburtstog en recht gruß'n Spaß zu mach'n.

„Wißt'r,“ saht de Bütt'n'-Paula zun Hausbewohnrn, „wos mr mach'n? Iech slacht e 6 Meter lange Girlande auß'n an ihre Vorsaaltir nah un uhm firs Fanz'r slacht iech de Nummer 70 aus lauter Blume. De Anna is mit ihrn Mah ne Tog zavor zu V'rwand'n nooch Rüd'r'schwall (Rüderswalde) eigelodn un do müssen mr aufpass'n, wenn se ginne (gehen); nochert muß ahne von Eich mit mir nüb'rgieh; do namm'e mr de Treppnleit'r miet un esu viel klane Nähl (Nägel), wie iech fir de Girlande un fir de 70 brauch. Die schlog iech in dan Vorsaaltir-rahme nei. Nu müßt 'r ober alle früh sehr zeitig aufschieh, doß mr die Sach'n aufhänge könne, wu de Anna noch schleft.“

Zr Reissig-Selma saht de Paula: „Du schteilst dei Grammephon zr Anna ihrer Vorsaaltir hie; dodrauf schtell'n mr die Torte, die mr ihr schenk'n un en Schtrauß un e brennends Licht, dos is ihr Lab'n'slicht, un nochert loss'n mr off'n Grammephon die drei Viedr schpieln: „Dies ist der Tag des Herrn“; „Sonntag warsch“ un: „Als mei Annel 20 Jahr“. Drweile ward de Anna aufschiehe un nochert grateliern mr“. Un esu hom se's aa ausgeführt.

Inu war dos e Ueberrasching für die Anna! Ihr Emil is aa ganz drschtaunt gewasn, als die schinn Vieder von dan Grammephon geschpielt wurn. Obr bei dan spaßing Lied: „Als mei Annel 20 Jahr“, hätt'n se alle beede harzlich gelacht. —

Nu sollt obr noch e schiens Noochschpiel zun Ohmd komme; wuvu de Anna sah blasse Ahning hat. Wie imm'r hat de Bütt'n'-Paula en grußarting Eifall; alle 12 Weibsn aus dan Doppelhäusern, die grateliert hatt'n, soll'n sich ohmdst um e achte rim, ganz v'rpußt, ahziehe, wie von anno dozemol. Un nochert soll'n alle Zwölfe e Blumeschträußel in dr Hand hoom, un drmie: dr Anna zum 70. Geburtstog grateliern in ihrn altmodisch'n Kladern.

Do kam obr Lahm (Leben) in die Weibsn nei; denn jede wollt doch de Altmodischste sei, in dr Wirklichkeit obr lieber de Günstige. Wu noch e Kladingschtück fahlet, do muß e Freundin aushals'n. Wie se alles beisamm' hatt'n, do kunnt'n se ne Ohmd bal' nett drwart'n.

Endlich war'sch üm achte. Nu obr 12fach zr Himm'r'tir nei un de Trepp'n aufgeschtieng. Na, war dos e Bild! Do konnt mr Schlepplad'r un grusse Bändrhüt sah, de Bändr ib'r de Back'n reigebund'n oder ganz klane, schpizige Hütle mit Reiherfad'r'n un lange Mantill'n ib'r'n Karpr hänge; bebrillte un v'r'schleierte Weibsn. Un wos 's Schönste war, jede konnt zun Rett-drkenne (Richterkennen) ihr Stimm vrschtell'n.

Bis zr Anna ihrer Vorsaaltir schtellet'n sich die 12 Weibsn nooch enanner off dr Trepp auf un schtimmet'n se dos Lied aa: „Aus dr Jugendzeit“. Wie se mit dan Gesang fartig warn, machet de Anna de Tir auf un ganz drschtaunt ruffet se nei in ihre Buhning: „Emil, komm nár emohl raus un sah dir dos Bild aa.“ Do obr ruffet de Bütt'n'-Paula geschwind: „Do gibt's nisch't mit „Emil komm emohl raus“, mir komme alle Zwölfe rei.“

Un nu schtieflet'n se alle nei un de Virschtell'ng gieng lus: „Dos is 's Bettel, dos is 's Rick'l un dos do is 's Guff'l. Dos is 's Rord'l, dos is 's Min'l un dos is 's Seff'l. Dos is 's Res'l, dos is 's Lott'l, un dos is 's Barb'l un die do haapt Albine un die do Lobine un die Rosine; alle von anno dozemol!“

Nochert überreichet'n se alle mit v'rschtelltr Schtimm dr Anna ihre Blumeschträußel un grateliert'n zun 70. Geburtstog. Wie se sich geseht hatt'n, blieb dr Anna nisch't annersch ib'rig, wie e paar Flaschn Wei' aus ihrn Kaller ze huhl'n un nu kam obr erscht Lahm (Leben) in die Weibsn; in best'r Laune schtimmet'n se aa: „Hoch soll die Anna leben, ja dreimal, dreimal hoch un fir das ganze Leben noch einmal Bivat hoch!“

Imme Zahne rim v'rabschiedet sich dos lustige Duzend von anno dozemol. De Anna ward obr ihrn schinn 70. Geburtstog im ganzen Lab'n nett vrgass'n. —



De Hersch'n röhren!



Erzählung in erzgebirgischer Mundart von Erwin Schwarz, Reichenhain.

Su war's emol an en nacht schien Herbststohnd. Dr Mondn hat derbei sei volles Gesicht rausgesteckt. Ner hie un do kame paar sette Faderwölkle geschwomme, wos grad durch sein Gesicht ginge. Doderbei wur ar jedesmal su ernst un es soch grad aus, als wollt er des Gefamlich von Wölkle fortblösen.

Wenn die Faderwölkle wieder vorbei worn, hat er wieder sei freindliche Miene gezeigt, wahrscheinlich wollt 'r doch a gern sah, wos da unten lus gieht.

In en Häusl unten, net weit von Bald wag, da soßen in en Stübl etliche Huzengieher zamm. Der Gust, was der Gastgaber un Schnorganderzähler war, steckt mit 'n Rand ne Kup zamm un se dischleriert in grübelten drüber noch, wie mer de Herschn ausspottn un dorch en Lockruf razadln könnt.

„Nu wachte da“, mant der Rand, „des is sei net e su äfach un uhgefahrlich. Ich ho do schie e manichs gehört. E manicher mußt scho oft de Bam klettern, daß er net kalt gemacht wurn is von su en Viech von Hersch. Aber wachte de, ich gieh mit. Wer machen sich aner Woldschleiß bein Schlog nei. Do hörn mer se schie drübn am Hang un ham aa Ueberficht, wus lus gieht.“

„Ihr Huzenleit, bleib ner noch ewing do. Nr giehe erscht mol fort. Tut ner warin, bis mer ham komme“, saht der Gust.

Weil's nu schie kalt draußen war, hulet der Gust zwä Kalmudn aus'n Rabnstübl. „Da, Rand, zieh dan diän Rock drüber, du bist sifter ze leicht agezogn.“ Für der Kall war der Rand nacht empfindlich.

„Alte!“, mant der Gust zu seiner Fraa, „gieh ner mol am Budn nauf un such emol su en alten Zylinder mit har. Dan nahm' mer mit.“ Sei Fraa faust am Budn, un es dauert net lang, kam se mit 'n Zylinder in Stübl nei. E Gelachter ging do sei lus. Hat se doch statt ne Lampenzylinder de Filz-Angströhr derwischt.

Ganz betöppert dreht se imm un watert gegn ihrn Maa lus, weil ar nischit nacht's geseht hat. Verschamt machet se nochmol of dan Budn nauf. Ihe hat se aber 'n richtig gruñ Rundbrennerzylinder aufgegebelt. „Do haste Gust, poch mer'n net zamm!“ faucht se nacht garschtig.

„Wenn mr in dan Gloszylinder nacht darb nei blöst, kling't's grad su, als wenn de Herschn röhren“, saht der Gust. Denn dar war mit allen Schlachtichlättn un Finnessen vertraut.

„Nu, Dand, un du läßt dir meiner Fraa aus 'n Schüppel de Giehkann gab'n, machst 's Schneizl wag, bläst dorch dar Röhr nei un da ward schie dr richtige Herschnruf rauskomme.“

Se warn nu alle beede su weit fartig zun Giehe. In Borderhaus wur de Giehkann un dar Rundbrennerzylinder erscht mal ausprobiert, eb des Zeich a gieh. Aber da kam e Ton raus, als wenn de Herschn schie in der Hausflur ständn un zur Stubntür neipärrein. Es war ball derbei de Uhr stiehegebliebn un de Tipple an der Wand klerretn. Su laut tats röhren.

Raus gings zur Haustür, der Rand hat schie von dann Röhren in Haus genung. Ihr müßt aabn wissn, daß er e großer Angsthoof is. 'r konnt sich aber nischit amerkn lossen, denn der Gust hätt doch damisch runnergepuht.

Dar drägen wollt überol ofs Ganze giehe. Bar ar doch der Karl dernoch.

Drübn in Wald machetn se der lange Schleiß nei. Ben

Schlog hintn war ne Staagrupp. Do machetn se halt. Bon dort konnt mr de ganze Gungd un es Tal nacht schie überfah. Nr konnt aber a alles hörn.

„Am Barghang drübn, da höretn se schie e paar sette Herschn röhren. „Horch ner, Rand, wie des ner schauerisch klinget. De Gänzhaut überläßt an grad drbei.“

„Na wachte de, Gust, lispert der Rand derzu, „die mögn sei ane ausgepichte Kahl hobn. En settn Ton kriegt unnere Gurgel net zamm, wenn mr gleich noch mehr Schnaps drüber nonner schüttln tättn.“

„Riskiern mr'sch dä emol mit unnern Auspottn?“ sogt dr Rand. „Ner lus!“ mahnt frech der Gust drauf. Dar ane nahm de Giehkann, sehet ah, der anere ne Zylinder, un abwechselnd plärretn se do nei. Ihe wur'sch drübn am Hang ruhig, dr Gust röhret mit sen Zylinder wetter, der Rand hat schie es Feier eigestellt. In seiner Ueberlegung hat 'r schie en Hersch geseh, dar ne kalt machet un aufspiehet.

Of emol kam von dr annern Seit, ober schie viel näher, wieder e Blöferts von en Hersch un es dauert net lang, war des Viech e ganzes Stück dorch der Gungd beim Schlog raus.

Dr Gust blofet noch e paarmol in sen Zylinder un nu krachet's a schie unten in dan Gestripp un donnert's, daß der Ardbudn wakelt. Ihe of amol war aber all'n bäd'n de Höll häß. „Ich reiß aus“, mahnt dr Rand, „du haste e schie Zeig ei'gerührt, ohne Schiehpügel sei mer alle bäade verluern.“

Of dann Gelamettier hie un in der Angst, ek's ze speet wur, rissen se mitenanner aus, als wenn de Zündschnur bei se brennet. Weil's bergauf ging, warnse ganz ohne Dtn, dr Schwääch lief über dr Stärk aus Angst un a wagn dan scharfn Berenn.

Es war höchste Zeit, denn dar Hersch war schie of ihr'n Blahl abgetangt un röhret voller Aerger noch emol nooch.

E paarmal sei se über de Stöckwurzeln geflugg un — krach, war bei su en Storz der Zylinder a of Scherbn gange.

Halb tot sterzet der Rand mit der Giehkann derham bein Gust zur Haustür nei. Der Gust mußt dann Huzenleitn derzählen, wie's war un schwinget noch derbei 's gruze Maul.

Dr Rand war zittig in dr Ufnhöll hinner gekrochen, war aber derbei ganz mäus'lstill. Er war fruh, daß er noch er noch labet un deß alles su ohgeloffen war.

Wie de Huzenleit hamgonge sei, socht der Rand: „Ihr Leitln, macht sei mol kann settn Blödsinn un lockt de Herschn rah. Eier Labn ko's kostn.“

Aber fürn Gust war's wieder e mol e Ohmteier, wu er seine innere Freid drah hat.

Su war die Woghalfigkeit noch gelüdtlich o'geloffen, aber in ihrn Geist hob'n die zwäe noch lang dan Hersch, dar se ball dermoragelt hätt, röhren hörn.

Aus Anton Günthers „In Wald“: Do draußn in Wald of lusticher Höh werd da Brust wieder frei, tut es Harz nimmer weh. Dos is ena Pracht, asu ganz allaa in Gebirchswald ze stieh, o wie weit kah mer sah. Ja, en schönstn is halt, do draußn in Wald.

